



In Kneipen wie dem «Au Daringman» kommt man dem Wesen der belgischen Hauptstadt näher.

Brüssel ist viel mehr als EU-Hauptstadt und Terroristennest. Es ist bunt, charmant und kreativ – ein Loblied

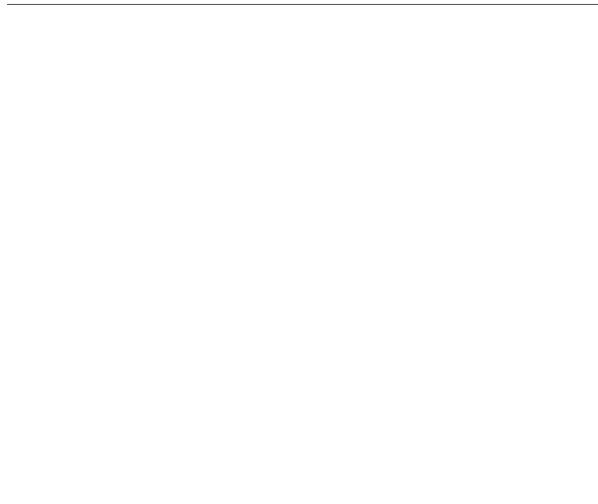
Brüssel ist nicht nur eine Chiffre für die EU, sondern auch eine faszinierende Stadt: provinziell-kleinstädtisch – und kosmopolitisch wie kaum eine andere Metropole.

Matthias Sander, Niklaus Nuspliger (Text) und Joël Hunn (Bilder), Brüssel
01.11.2019, 05.30 Uhr

Als Schweizer mag man es kaum glauben, aber es gibt unzählige Hommagen an Brüssel: von einem polnischen Rapper, einer Kölner Techno-Gruppe, einem niederländischen Liedermacher

und natürlich von Belgien wie Jacques Brel. Das schönste
Loblied jedoch singt, ganz objektiv gehört, ein Franzose.

Der Chansonnier Bénabar erzählt in «Bruxelles», wie er für seine
Liebste verzweifelt ein Weihnachtsgeschenk sucht. «Ich wollte
ein sehr schönes, also dachte ich an Brüssel.» Die Stadt sei
schliesslich ein Juwel und somit ideal als Geschenk.



Der belgische König hat etwas dagegen. Aber er lässt mit sich
reden und macht einen Vorschlag: Im Gegenzug will er Paris.
Darauf Bénabar: «Ohne zu zögern, habe ich geantwortet: <C'est
d'accord, Geschäft besiegelt!>»

Ein Franzose, der Paris umstandslos hergibt? Dieses Brüssel
muss ganz schön besonders sein. Und das ist es, auch wenn das
ein wohlgehütetes Geheimnis ist.

Hand aufs Herz: Wer weiss schon, dass Brüssel sprachlich und
kulturell so vielfältig ist wie kaum eine andere Stadt auf der

Welt? Dass man die Stadt seit Jahrzehnten lieben und erkunden kann – und trotzdem meint, sie kaum zu kennen? Oder dass sie ein Fixpunkt der internationalen Kunstszene ist?



In den Schlagzeilen ist Brüssel zwar fast täglich, auch in der NZZ: «Brüssel erneut auf Geisterfahrt» (zu geforderter Überwachungstechnik in Autos), «Brüssel bleibt im Brexit-Poker hart» (ein neueres Glücksspiel). Aber die Stadt fungiert natürlich meist nur als Chiffre für die EU. Und wenn nicht, dann schaffte sie es zuletzt nur als vermeintliches Terrornest in die Medien oder gleich als «Höllenschlund», wie Donald Trump sie nannte. Kurzum, die Stadt ist wie kaum eine andere in Europa bekannt-unbekannt. Da kann man sich schon mal fragen, wie kürzlich in einem NZZ-Titel: «Liegen Bern und Brüssel auf verschiedenen Planeten?»

Zur Beruhigung vorweg: Nein, Bern und Brüssel liegen auf demselben Planeten. Brüssel ist Luftlinie gut 430 Kilometer entfernt, nicht viel mehr als Paris, viel weniger als Berlin. Im

Flugzeug ist man in einer Stunde da, im Zug in mindestens sechs.

Ein Brüssel-Liebhaber

Auch ein erstes Treffen mit einem Brüsseler verläuft vielversprechend. Geert van Istendael, ein ehemaliger Fernsehjournalist, nun Schriftsteller seit gut 25 Jahren, Trenchcoatträger mit längerem, weissem Haar, empfiehlt für das Gespräch ein alteingesessenes Café in den Galeries Royales Saint-Hubert, einer prächtigen Einkaufspassage aus dem 19. Jahrhundert im Stil der florentinischen Renaissance. Van Istendael liebt Brüssel, er lebte fast vier Jahrzehnte hier und zog nur seiner Frau zuliebe vor zwei Jahren aufs Land. Er hat Brüssel in Büchern, Essays und als «fanatischer Spaziergänger» erkundet – und sagt trotzdem: «Ich kenne einen Grossteil meiner Stadt nicht.»

Brüssel ist verwirrend vielfältig, ein Mosaik aus Mikrokosmen. Es beginnt damit, dass die Stadt genaugenommen nur eine von 19 Gemeinden ist, die zusammen die Region Brüssel-Hauptstadt bilden. Jede dieser Gemeinden ist so klein wie ein Pariser Arrondissement und hat ihren eigenen Charakter, vom bodenständigen Anderlecht mit seinen Reihenhaussiedlungen im Westen bis zum gutbürgerlichen Woluwe-Saint-Pierre im Osten; vom Villen-gesäumten Uccle im Süden bis zum Stadtbrüsseler Park von Laeken im Norden, wo der König im Schloss residiert. Genau der, der im Chanson von Bénabar seine Heimat gegen Paris tauschen würde.

Die Stadt Brüssel ist nur ein Teil der Hauptstadt-Region

Stadt Brüssel

5 Kilometer

Kartengrundlage: © Openstreetmap, © Maptiler

NZZ / msa.

Vielleicht hat Seine Majestät die babylonische Sprachenvielfalt ermüdet. Für Aussenstehende ist sie faszinierend, auch für Geert van Istendael. Da ist zunächst die offizielle Zweisprachigkeit: Alles ist niederländisch und französisch, die Ansagen in der Metro, die Strassenschilder, und bei Behördengängen können Bürger sich die Sprache aussuchen – auch wenn in der Praxis niederländischsprachige Beamte rar sind.

Wo sonst gibt es das? Okay, in Biel und Freiburg. Aber in einer Stadt oder eben Metropolregion mit 1,2 Millionen Einwohnern? In der nicht zwei eng verwandte Sprachen aufeinandertreffen wie in Barcelona, sondern eine lateinische und eine

germanische? «Vielleicht ein wenig in Montreal», sagt van Istendael. Dort sprechen etwa 60 Prozent der Bewohner Französisch, der Rest Englisch. Schön und gut, hält Brüssel dagegen, aber werden da auch sonst noch so viele andere Sprachen gesprochen?



Geert van Istendael erkundet seit Jahrzehnten die Vielfalt Brüssels und sagt: «Ich kenne einen Grossteil meiner Stadt nicht.»

Geert van Istendael schwärmt davon, dass man 20 Minuten U-Bahn fahren könne und dabei genauso viele Sprachen höre. Er habe gelernt, Berberisch von Arabisch zu unterscheiden, «nur Slowenisch und Serbokroatisch kann ich nicht auseinanderhalten», sagt er und lacht. Jeder dritte Einwohner ist Ausländer, die meisten Franzosen, Rumänen oder Marokkaner, noch mal so viele wurden eingebürgert, und van Istendael findet es schön, dass hier niemand frage: «Bist du ein richtiger, echter Original-Brüsseler?» Diese Stadt, sagt van Istendael, «könnte eine gewisse Kapazität zur Toleranz haben», und weil er kein Träumer ist, schiebt er nach: «Könnte.»

Wie funktioniert das Zusammenleben im Alltag? Wo gibt es ein Miteinander, wo Spannungen? Eine Tour durch die Metropolregion Brüssel, angefangen im Westen, in der Arbeitergemeinde Anderlecht.

Der grösste Markt Belgiens

Ein Sonntagmittag, die Metro raus aus dem Zentrum ist voll. In der Station Clemenceau steigen fast alle aus, Mitarbeiter der Verkehrsbetriebe lotsen gutgelaunt die Menge zum Ausgang, einer schäkert auf Arabisch mit einer kopftuchtragenden Frau. Draussen sind noch viel mehr Leute, Greise und Kleinkinder, Touristen und Quartierbewohner, braune Gesichter, weisse, schwarze und asiatische. Willkommen auf dem Marché des abattoirs, dem grössten Markt Belgiens, wo sich Brüssels rund 180 Nationalitäten so sehr vermischen wie sonst kaum wo.

Am Strassenrand stehen Händler vor Decken voller Jeans, Panflöten und Duschköpfe. Der eigentliche Markt beginnt dahinter, auf dem früheren, namengebenden Schlachthof. Auch an den Ständen gibt es fast nichts, was es nicht gibt: Rattengift und Süßkram, Geschirr und Büstenhalter, Handys und Turnschuhe, vieles zu Spottpreisen. Vor der Theke eines Fischbistros stehen die Leute Schlange. Dahinter, in einer monumentalen Industriehalle aus dem 19. Jahrhundert, reiten Kinder in einer Pony-Manege, und drumherum betreiben die alteingesessenen Händler ihre Stände.

Einer von ihnen ist Abdel Zaabouti, der hier seit 1986 Kleider verkauft, erst als Mitarbeiter, seit 1992 als Selbständiger. Er liebt seine Arbeit, das wird schnell klar, er ist ein Händler alter Schule, und von denen gibt es, glaubt man ihm, nicht mehr allzu viele. «Früher respektierten die Händler die Arbeit der anderen Händler. Wer in Textilien machte, machte nur in Textilien.» Heute sei das anders, da verkauften viele einfach das, was sie gerade günstig einkaufen könnten.



Der Marché des abattoirs in Anderlecht ist der grösste Markt Belgiens. Die Kunden kommen auch aus Nordfrankreich oder Deutschland, um etwa feine Stoffe zu kaufen.

Zaaboutis Geschäfte laufen nicht mehr so gut, und an den Nebenständen, bei einer kongolesischen Schmuckverkäuferin oder bei türkischstämmigen Textilhändlern, hört man ähnliche Klagen: Der Markt werde überschwemmt mit Billigware aus China. Die Kunden kauften lieber bei den grossen Ketten und im Internet. Und während Eltern früher ungefragt für ihre Kinder Klamotten kauften, bestellten die Kinder sie heute lieber selbst.

Neben Zaaboutis Stand sind einige Plätze leer. Die rumänischen Händler machten Ferien in ihrer Heimat, sagt er. «Wir spüren das hier sofort. Dann ist weniger los.» Dito, wenn Muslime wie er Ramadan begehen. Oder wenn die Christen Weihnachten feiern. Der Marchés des abattoirs hat dann trotzdem geöffnet, jedes Wochenende von Freitag bis Sonntag. «Für den Handel

sind wir alle aufeinander angewiesen», sagt der gebürtige Marokkaner.

Unterhält man sich mit Brüsselern über ihren Alltag, sprechen viele früher oder später von «den Marokkanern»: Sie hätten auf einem Quartierplatz ständig Passanten dumm angemacht, bis muskulöse Albaner sie vertrieben. Oder: Sie verkauften anderen Muslimen keinen Alkohol. «Man fühlt sich nicht mehr zu Hause», sagt ein Kneipenbesucher in Anderlecht, der deshalb den rechtsextremen Vlaams Belang gewählt hat, aber auch schon Flüchtlinge betreute. Manche meiden das marokkanisch geprägte Molenbeek, das als Heimat eines der Attentäter vom November 2015 in Paris weltweit berühmt-berüchtigt wurde – während andere, etwa Geert van Istendaels Tochter, dort seit Jahren ohne Probleme leben.

Der Händler Abdel Zaabouti kam als 12-Jähriger nach Brüssel. Er sagt, dass er seit dem 11. September 2001 anders wahrgenommen werde, vor allem, wenn er auf Reisen kontrolliert werde. «Ich spüre Misstrauen. Ehrlich gesagt tut mir das weh.» Im März 2016 töteten Islamisten bei einem Doppelattentat auf den Brüsseler Flughafen und eine Metrostation 32 Menschen und sich selbst. Das habe an der Einstellung der Leute ihm gegenüber aber nichts geändert, sagt Zaabouti. «Vielleicht merke ich es nicht, weil ich in meinem Viertel bleibe.»

Ein Fussballstar setzt auf Integration

Es gibt viele Initiativen in Brüssel, die sich für Integration einsetzen. Der von marokkanischstämmigen Frauen gegründete

Verein CréACTIONS etwa gibt Kindern aus bildungsfernen Familien Nachhilfe, bereitet sie auf die Hochschulen vor und erteilt auch ihren Müttern Französischunterricht. Eines der grösseren Integrationsprojekte ist der Fussballverein BX Brussels, lanciert von einem der bekanntesten Brüsseler. Vincent Kompany spielte bei Manchester City, war Kapitän der belgischen Nationalmannschaft und ist seit dem Sommer Spieler-Trainer beim Serienmeister RSC Anderlecht. BX hat sich laut seiner Mission vorgenommen, aus «der ganzen Vielfalt, welche die Stadt bietet, eine Stärke zu machen». Und das nicht nur im Fussball.

Zum ersten Training der Saison herrscht auf dem nagelneuen Vereinsgelände im Herzen Anderlechts bunter Trubel. Eltern fläzen sich in Liegestühlen am Spielfeldrand oder lehnen am Geländer. Auf dem Kunstrasenplatz hält ein schwarzer Trainer einen Ball in der Hand und ruft auf Französisch: «Die Mannschaft in Weiss, seid ihr bereit?» Er wirft den Ball in die Luft, fast zwei Dutzend Kinder stürmen los.



Ludo Moyersoen will mit dem Fussballverein BX Brussels benachteiligte Jugendliche integrieren.

Im Vereinsheim studiert ein Maghrebiner die Anmeldeliste, und eine Mutter mit Kopftuch versichert: «Doch, doch, ich habe den Gesamtbetrag bezahlt.» An einem Schreibtisch sitzt Ludo Moyersoen, der Generalsekretär des Vereins. Er arbeitete vorher in der sogenannten Sozialwirtschaft, unterstützte Kleinstunternehmer, oft mit Migrationshintergrund, organisierte Mikrokredite und Wochenmärkte. Seine jetzige Arbeit ist gar nicht so anders: Er soll dafür sorgen, dass BX Brussels eine soziale Wirkung entfaltet.

Die jugendlichen Mitglieder kommen aus Quartieren mit vielen Arbeitslosen und sozialen Problemen. Im Verein sollen sie grundlegende Tugenden lernen: Pünktlichkeit, strukturiertes Lernen, Respekt vor dem Trainer. Die Trainings für die 1200 Spieler werden einmal im Monat auf Niederländisch abgehalten,

um zum Gebrauch jener Sprache zu ermutigen, die etwa die Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhöht. BX vermittelt Jugendlichen auch erste Arbeitserfahrungen, als Trainer oder durch geplante Kooperationen etwa mit Belgiens grösster Supermarktkette Delhaize oder DHL, das in der Nähe ein Logistikzentrum betreibt.

In Sachen Arbeitsmarkt ist Brüssel leider auch ziemlich einzigartig. «Entweder du lebst hier, oder du arbeitest hier – beides zusammen nicht», sagt Moyersoens. Das ist natürlich zugespitzt, aber in der Tat pendeln viele Akademiker, Flamen und Expats täglich oder wöchentlich ins Zentrum und wohnen in den reichen Gemeinden am Rande der Hauptstadt-Region – oder gleich irgendwo in Europa, dazu später mehr. Moyersoens vergleicht Brüssel deshalb mit einem durchlöcherten Eimer: In der Stadt werde viel Wohlstand geschaffen, der nach allen Seiten abflüsse.

Auch deswegen ist Brüssel so schmuddelig, rau und chaotisch, «eine Stadt ohne Vitrine», wie Moyersoens sagt. Dafür mit Herz und Grosszügigkeit. Moyersoens sagt einen Satz, den man schwer auf Deutsch übersetzen kann, «Bruxelles est une ville qui fonctionne au second degré», vielleicht so: Brüssel nimmt sich nicht so ernst, begegnet der Absurdität des Alltags mit Humor.



Wo gibt's denn sowas, eine Comic-Ameise auf einem Behördengebäude? Genau.

Wo sonst wäre es denkbar, dass einen vom Vordach eines städtischen Behördengebäudes die Skulptur einer Comic-Ameise anlächelt? Dass die Basilika, die fünftgrösste Kirche der Welt, ihren Keller an ein Variété-Restaurant vermietet, in dem brasilianische Tänzerinnen eine Show wie im «Moulin Rouge» liefern? Wohl nur in einer Stadt, deren bekannteste Touristenattraktion ein pinkelndes Männlein ist. Manneke Pis hat übrigens ein weibliches Pendant – Jeanneke Pis, hockend – und ein hündisches: Het Zinneke, beinhebend.

Automatisierte Handypoesie

Nicht weit von der Hundeskulptur, im Zentrum der Stadt Brüssel, liegt die hübsche Rue de Flandre, in der sich Backsteinhäuschen aneinanderreihen. Von Armut ist nichts zu sehen, die Gentrifizierung hat sich ausgebreitet wie in so vielen

Städten, hier allerdings dezenter. An einem Samstagabend ist die Strasse weitgehend leer, die Boutiquen sind geschlossen, nur vor der stimmungsvollen Bar «Au Daringman» stehen ein paar Leute, rauchen, trinken eine Stange und albern herum.



Die Hauptstadt Belgiens hat viele unbekannte Seiten – zum Beispiel dieses Pendant zur weltberühmten Statue des pinkelnden Männchens.

Einer von ihnen ist ein Wuschelkopf, der es irgendwie schafft, schmerzfrei auf einem dünnen Strassenpfosten zu sitzen. Auf den zweiten Blick stellt sich heraus, dass er tatsächlich auf einer Holzschüssel sitzt. Mick heisst er, «wie Jagger», er löst sich vom Pfosten und zeigt das Brett: Spezialanfertigung eines Freundes. Auf der Unterseite mittig eine Aushöhlung, die auf den Strassenpfosten passt, auf der Oberseite der Name der Bar. Genial, wie heisst das Teil? Es habe keinen Namen, sagt Mick. Er überlegt kurz. «Sagen wir Arsch-Frisbee.»

Mick ist Musiker und Komponist, am Nachmittag sah er eine Freundin Gedichte auf ihrem Handy schreiben, und das brachte ihn auf die Idee, das selbst zu tun: mit der Autovervollständigungsfunktion und auf Deutsch, das er nicht versteht. Mick tippt auf sein Handy, reicht es weiter an seinen Kumpel Manolo, der tippt und reicht weiter, und am Ende steht da: «Zeit ist der hammer / ich nicht mehr so gut / und dir auch noch nicht ganz klar / und deutlich mehr zu spät / kommt die nächste generation.» Hm.

Mick wurde im «belgischen Kongo» geboren, wie er sagt, obwohl Kongo-Kinshasa natürlich schon seit 1960 unabhängig ist und Mick erst Ende zwanzig. Er wuchs in Flandern auf und wollte nichts wie weg, weil da alle so rechts seien. Über Brüssel heisse es dort oft, da lebten zu viele Marokkaner. «Und dann kommst du in diese Stadt und denkst: Wow, all diese Leute sind so verdammt nett.» Er liebe es, in seinem Quartier die Polen reden zu hören und die Marokkaner. Sein Vater habe ihn schon gefragt, ob er sich hier wirklich wohl fühle. «Ja, ich fühle mich wie in den Ferien. Oder noch besser: Ich fühle mich zu Hause.»

Sein Kumpel Manolo, ein gebürtiger Hamburger, einiges älter als er und auch schon lange hier, führt den Gedanken weiter: «Ich fühle mich seit 15 Jahren in den Ferien. Zeit ist der Hammer!» Es sei, als ob sie den Rückflug verpasst und ihr Gepäck verloren hätten. Und dann eben ein neues Leben begonnen hätten.

Das ist ja schon immer das Versprechen der Städte gewesen: das alte Leben hinter sich lassen, ein neues beginnen, machen, was man will. Das gilt in Brüssel vielleicht noch mehr als anderswo, in dieser günstigen Stadt mit all ihren Freiräumen. Und es gilt besonders für die Kunst.

Ein Fixpunkt der Kunstszene

An einem Spätsommertag leuchtet die Villa Empain im noblen Brüsseler Süden in der Abendsonne. Auf der Terrasse legt ein DJ Elektro auf, Künstler und Bohémiens tanzen oder sitzen am Pool und nippen an Cocktails. Die Art-déco-Villa aus den 1930er Jahren liegt neben dem Park Bois de la cambre, umgeben von Herrschaftshäusern. Einst beherbergte sie die sowjetische Botschaft, seit bald zehn Jahren ist sie ein Kunstmuseum, betrieben von einer privaten Stiftung. Seitdem hat sich die Villa Empain zu einem Fixpunkt der pulsierenden lokalen Kulturszene entwickelt.



Die Villa Empain beherbergte einst die sowjetische Botschaft, heute steigen hier zuweilen Kunstpartys.

Brüssel wiederum ist in den vergangenen Jahren ein Fixpunkt der internationalen Kunstszene geworden. Warum? Louma Salamé, die französische Direktorin der Villa, nennt mehrere Gründe: «Brüssel liegt an einer Kreuzung von europäischen Metropolen und Kulturen, ist extrem durchmischt und hat eine sehr lebendige Theater- und Tanz-Szene.» Gleichzeitig sei die Stadt klein und übersichtlich, weshalb eine viel persönlichere Dynamik entstehe als in einer globalen Metropole – auch wenn die Kunstwelt hier etwas weniger experimentell sei.

Salamés Sitznachbar Tim Wouters, Mitinhaber der schweizerisch-belgischen Galerie Waldburger Wouters, ergänzt: «Brüssel hat die Hardware einer Provinzstadt, aber die Software einer Weltstadt.» Das hat renommierte Galerien aus London oder Paris dazu veranlasst, hier Niederlassungen zu eröffnen.

Auch neue Off-Spaces entstehen, sie profitieren von Immobilienpreisen, die tiefer als im Ausland sind. Die Stadt bleibt so für Kunstschaffende erschwinglich. Zumal Kunst in Brüssel nicht nur produziert, sondern auch gekauft wird, von traditionsreichen flämischen Sammlerfamilien oder gutverdienenden EU-Beamten.

Dieser Boom hat Brüssel Spitznamen eingebracht wie «Brooklyn von Paris» oder «Neues Berlin». Salamé und Wouters sehen das kritisch. «Es ist nicht gut, wenn zu viele Artikel und Reiseführer Brüssel als hippe Künstler-Mekka propagieren. Denn die Stadt hätte nicht die Infrastruktur, um das zu absorbieren», sagt Wouters. Salamé meint, dass die raue Seite Brüssels einer Entwicklung zur Weltstadt im Wege stehe. «Institutionell wirkt Brüssel oft chaotisch bis anarchisch», sagt sie.

Bezeichnenderweise schafften es die lokalen Behörden nicht, in einer grossen ehemaligen Citroën-Garage am Kanal ein Brüsseler Museum zu stiften. Stattdessen eröffnete dort 2018, im Auftrag der Regionalregierung, das Pariser Centre Pompidou einen Ableger.

Die berüchtigte «EU-Blase»

Es ist eine hübsche Pointe, dass Brüssel oft nur als EU-Hauptstadt wahrgenommen wird, wenn man sich die Grösse des Europaviertels vor Augen führt: einen Quadratkilometer, halb so gross wie die Zürcher Altstadt. In fünfzehn Minuten ist man von der Kommission zum Parlament gelaufen, vorbei an erdrückenden modernistischen Bürogebäuden, für die Brüssel einst wunderschöne Stadthäuser aus dem 19. Jahrhundert abreißen liess. Richtig belebt ist es hier nur in der Mittagspause

oder donnerstagabends an der Place du Luxembourg, wenn Praktikanten aus EU-Institutionen, Think-Tanks und Verbänden bis in die Nacht hinein feiern und netzwerken.



Die EU-Präsenz in Brüssel ist erstaunlich klein, besonders als Modell im Vergnügungspark Mini Europe.

Rund 40 000 Leute arbeiten laut einer Studie in Brüssel für die EU, noch mal so viele für andere internationale Organisationen wie die Nato, Praktikanten inklusive. Daran hängen indirekt weitere 40 000 Stellen im Journalismus, in Lobbying, Event-Management oder Gastgewerbe. Insgesamt entspricht das rund 17 Prozent aller Stellen in der Hauptstadt-Region, sie erwirtschaften jährlich rund 5 Milliarden Euro.

Zum Feierabendbier zieht es die Leute aus der sprichwörtlichen EU-Blase auch in die umliegenden Quartiere, etwa in die Bar Au Stoemelings an der Place de Londres, auf dem Weg in das

kongolesisch geprägte Viertel Matongé. «En stoemelings» bedeutet im Lokaldialekt «heimlich» oder «unter der Hand», und die Kneipe erinnert denn auch viel eher an eine traditionelle Brüsseler Spelunke als an eine schicke Bar. Dennoch ist sie ganz auf Gäste aus dem EU-Viertel ausgerichtet.

Die Kneipe gehört Pam, einer gebürtigen Tibeterin, die als Flüchtlingskind nach Belgien gelangte. «Die unterschiedlichen Brüsseler Blasen vermischen sich viel zu wenig», sagt sie. Schon innerhalb des Europaviertels gibt es recht wenig Vermischung. Zwar herrscht etwa in den europäischen Schulen ein postnationaler Geist, aber insgesamt spielen nationale Seilschaften und Netzwerke nach wie vor eine entscheidende Rolle. Kein Wunder, man ist sich eben sprachlich und kulturell näher. So sitzen im «Stoemelings» oft genug Gruppen von Spaniern, Franzosen oder Deutschen an separaten Tischen.

Auch die Beziehungen zu den Einheimischen sind mau. In einer Umfrage gaben Expats mehrheitlich an, dass sie kaum Belgier kennen. Die «Eurokraten» werden von Brüsselern gern für steigende Wohnkosten verantwortlich gemacht, und die Barkeeperin Pam sagt: «Die EU-Beamten mit ihren hohen Gehältern und tiefen Steuersätzen realisieren oft gar nicht, wie privilegiert sie sind.»

Umgekehrt haben die Expats Brüssel nie geliebt. Der Stadt fehlt der Glamour von London, der Chic von Paris, die Schmuckhaftigkeit Amsterdams. Eine junge Mitarbeiterin der EU-Kommission erzählt bei einem Bier, manche ihrer Kollegen bezeichneten die Nähe zu diesen drei Städten bis heute als grössten Vorteil Brüssels. Und auch sie ärgere sich immer mal

wieder über die hiesige Provinzialität, über unzuverlässige Handwerker, das Verkehrschaos oder die Kriminalität. Erst auf den zweiten Blick habe sie die Stadt lieben gelernt, ihren anarchischen Charme und ihre bunte Kultur- und Gastro-Szene.

In Sachen Gastronomie gibt es in Brüssel, wie auf dem Marché des abattoirs, fast nichts, was es nicht gibt. In einem ausrangierten Tram bekommt man die typisch knusprigen Pommes frites, an Strassenständen die lokale Spezialität «caricoles», Strandschnecken von der Nordsee. Es gibt kreolische Restaurants, ein «abfallfreies» veganes, exzellente marokkanische Fischlokale in Molenbeek – und als logische Konsequenz des «melting pot» Brüssel viel Fusionsküche. Die vielleicht originellste, weil aussereuropäisch-transkontinental, ist das «Afrosian», das Afrikanisches und Asiatisches kombiniert.

Einzigartige Fusionsküche

Das Lokal liegt auf der Grenze zwischen Brüssel-Stadt und Saint-Josse-ten-Node, das als ärmste und internationalste Gemeinde Belgiens gilt. Aber es würde sich auch in einem Hipster-Viertel gut machen, so minimalistisch ist es designt: warmes Licht von schirmlosen Glühbirnen, Palmen und Kakteen, sandverputzte Wände. Christian Kishi, der schwarze Inhaber, sagt: «Ich will, dass die Gäste denken: Vielleicht steckt ein Weisser dahinter. Das ist blöd, oder?»



Der «Afrosian»-Betreiber Christian Kishi ist stolz auf seine bunt gemischte Kundschaft.

Kishi ist Kreativdirektor und Fotograf einer Designagentur, er betreibt bereits eine edle Shisha-Lounge und eröffnete direkt daneben im Juni das «Afrosian». Die Fusionsidee hatte ein Freund, der wie viele afrikanische Geschäftsleute nach China gependelt war. Der Mix aus afrikanischen und asiatischen Zutaten sei weltweit einmalig, behauptet Kishi, jedenfalls habe er kein anderes solches Restaurant finden können. Im «Afrosian» gibt es zum Beispiel Rindsgeschnetzeltes süß-sauer in einer ausgehöhlten Ananas mit Jasminreis oder einen Burger mit Pilzen und pochiertem Ei. Und selbstkreierte Cocktails, etwa mit Zuckerwatte.

An diesem Abend ist das Lokal gut besucht, die Gäste sind Weiße, Schwarze, Maghrebener oder etwas dazwischen. Darauf ist Christian Kishi stolz. Ein Stammgast pflichtet bei; kürzlich sei er mit seiner Freundin da gewesen, er habe sich umgeschaut und gedacht: Wir sind das einzige weiss-weiße Paar. Kishi, ein gebürtiger Kongolese, freut es besonders, wenn Europäer oder Marokkaner Kochbananen nachbestellen, eine typische Beilage in Schwarzafrika.

Das Restaurant ist für ihn mehr als nur ein Business. «Wir Afrikaner haben einen Komplex: Die Weissen sind intelligenter als wir, blabla.» Er will zeigen, dass jeder etwas Eigenes auf die Beine stellen könne. Und dass das Restaurant eines Afrikaners nicht so schmutzig aussehen müsse wie manche Lokale in Matongé. Kishi ging in Brüssel mit vielen Weissen zur Schule, und heute sei er es, der ihnen sage: «Bruder, willst du nicht ein bisschen weniger trinken?»

Kishi will mit seinem Unternehmertum auch ein Zeichen an die Leute im Quartier senden, die klagten: Ich würde ja gern, aber Belgien lässt mir keine Chance. Kishi kam mit acht Jahren nach Belgien, er sagt, er habe sich stets gut aufgenommen gefühlt und nie Rassismus erlebt. «Belgien ist ein offenes Land. Ich möchte, dass die Leute das hier ebenso spüren.»

Und ja, das spürt man im «Afrosian», wie an so vielen Orten in Brüssel. Natürlich gibt es in dieser kleinen Metropole Spannungen und viel Nebeneinander. Aber eben auch ein alltägliches, tolerantes bis lustvolles Miteinander.



Ein Mosaik aus Mikrokosmen: Blick von der Basilika in Richtung des Justizpalastes.



Der Kampf um die Migranten am Brüsseler Nordbahnhof

In Brüssel öffnen Bürger ihre Türen für Migranten. Die belgische Regierung plant nun ein Gesetz, das der Polizei Razzien in den Wohnungen von Flüchtlingshelfern erlauben würde.

Niklaus Nuspliger, Brüssel 25.01.2018



Sprachenstreit im Land des Surrealismus

In Belgien driften die Flamen politisch immer weiter nach rechts. In der linken Wallonie krallen sich die Sozialisten an die Macht. Mit einer identitätspolitischen Offensive leisten die flämischen Nationalisten dem Zerfall Belgiens Vorschub.

Niklaus Nuspliger, Antwerpen und Lüttich 15.09.2019



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.

